

Jung Blut.

Erzählung aus der „Victoria“ von F. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Major und Bergen waren besorgt. Der Kahn lag über Hugo, der tiefe Schlamm, der niedrige Wasserstand mußten es ihm erschweren, sich hervor zu arbeiten. Von den Arbeitern wagte sich Niemand bis zur Mitte, weil sie selbst zu versinken fürchteten.

Armgard ahnte nicht die Gefahr, in der Hugo schwebte.

Mit Gewalt wollte der Major die Arbeiter antreiben, seinem Neffen zu Hülfe zu eilen, Bergen dachte schon daran, sich selbst in das Wasser zu stürzen und mit Gefahr seines eigenen Lebens ihm beizuspringen, da arbeitete sich Hugo selbst unter dem umgestürzten Kahn hervor.

Als er gänzlich mit Schlamm überzogen auftauchte, konnte Armgard sich nicht enthalten, laut aufzulachen, und einmal in ihre Lachstimmung hinein gekommen, steigerte sich dieselbe, je mehr Hugo, der das Ufer zu erreichen suchte, immer von Neuem wieder in dem weichen Grunde versank, bis er ihm zugeworfene Stricke erfassen konnte, an welchen er herausgezogen wurde.

Der Major athmete frei auf. Er hatte Armgard's Lachen gehört, aber in dem bedrängten Augenblicke nicht darauf geachtet. Jetzt erschien es ihm doppelt peinlich.

„Lache nicht, Armgard!“ rief er unwillig. „Hugo hätte um's Leben kommen können.“

„In dem Schlamm gewiß nicht,“ erwiderte Armgard heiter und arglos. „Haha, Hugo, wir haben das schönste Schlammbad hier — nicht wahr?“

Er antwortete nicht. Gänzlich mit Schlamm bedeckt, eilte er nach einem kleineren nahen Teiche, dessen Wasser noch nicht abgelassen war, stürzte hinein, um sich zu reinigen, und eilte dann so schnell als möglich in das Haus.

Der Major machte Armgard noch die bittersten Vorwürfe, sie nahm dieselben indes heiter auf, weil sie sich nicht zu überzeugen vermochte, daß Hugo wirklich in Gefahr geschwebt habe.

Dieser schien durch ihr Lachen verlezt zu sein,

denn er verließ den ganzen Tag sein Zimmer nicht wieder, so dringend ihn der Major auch bat.

Bergen war zartfühlend genug, daß er früh heimkehrte. Er paßte in die Mißstimmung, welche durch den Vorfall hervorgerufen war, nicht hinein und mochte sich weder auf Armgard's noch des Major's Seite neigen. Beide hatten Recht und Unrecht zugleich, weil jeder von ihnen die Sache anders aufgefaßt hatte, als sie wirklich war. Armgard hatte keine Ahnung von der Gefahr gehabt, und darin mußte er ihr im Stillen beipflichten, daß Hugo in seiner Schlammhülle einen äußerst komischen Anblick dargeboten hatte.

Der Major hatte sich auf sein Zimmer begeben und schritt äußerst aufgereggt und ärgerlich auf und ab. Der Hauptgrund seiner Mißstimmung war, daß er einsah, Armgard und Hugo würden nimmer vereint werden. Seine letzte Hoffnung war geschwunden. Auf Liebe hatte er sich nie recht verstanden, aber das stand in seiner Ueberzeugung fest, daß Liebe ohne eine stille oder offene Schwärmerei unmöglich sei.

Wäre Armgard in dem Augenblicke, wo Hugo mit dem Kahn umschlug, mit einem Aufschrei in Ohnmacht gefallen, dann hätte er gewußt, daß Hugo ihr nicht gleichgültig war, daß sie für sein Leben bangte, daß sie ihn doch vielleicht im Stillen liebte. Aber gelacht hatte sie — laut gelacht, und Hugo hatte es gehört. Das hätte selbst den zärtlichsten Liebhaber verdrießen — ja empören müssen.

„Zum Kukuk!“ rief er laut, obgleich er allein war. „Wenn ich in Lebensgefahr bin, verbitte ich mir jedes Lachen! Ich wäre in Hugo's Stelle auch nicht eine Stunde länger hiergeblieben! Sie — das Mädchen trägt die meiste Schuld. Sie macht es nicht darnach, daß ein junger Mann sich in sie verlieben kann! Ich thäte es auch nicht — denn — auslachen habe ich mich nie lassen, selbst als ich noch jung war! — Nun die Sache hat ein Ende — es wird nie etwas daraus, das sehe ich ein. Mag Bergen zusehen, ob er mit dem Mädchen besser fortkommt. Ich werde es Hugo's Vater schreiben — damit Basta!“

Er setzte sich an den Schreibtisch und brachte

— nach einigem Besinnen — folgenden Brief zu Etande:

„Lieber Bruder!

Ich würde Dir noch nicht schreiben, aber ich kann Dir nicht verhehlen, daß es nichts wird. Dein Junge ist nun schon seit Wochen hier, er und Armgard sind den ganzen Tag zusammen, sind sich aber noch nicht näher gekommen wie am ersten Tage. Armgard hat ohne Zweifel einen großen Theil Schuld, und ich bin auch fest überzeugt, sie liebt Hugo nimmermehr, er hat ihr indeß auch nicht im Geringsten den Hof gemacht. Er behandelt sie wie einen Kameraden und Gefährten, mit dem er tolle Streiche ausführen kann. Das kann indeß nicht zu Liebe führen, so viel verstehe ich auch davon. Aus unserer Hoffnung wird nichts.

„Nun hat ein Nachbar von mir, der Gutsbesitzer von Bergen, bei mir um Armgard's Hand angehalten, und er ist ein rechtschaffener Mann, von dem ich selbst viel halte. Ich habe ihm offen mitgetheilt, was wir schon seit Jahren über unsere Kinder besprochen und was wir wünschen. Ich habe ihm einen Termin gesetzt — habe Hugo sich bis dahin noch nicht erklärt, nun so möge er sein Heil mit Armgard versuchen. Dieser Termin ist nun erschienen, und Hugo hat sich nicht gerührt, läßt sich nicht merken, daß er sich aus dem Mädchen was macht — ich muß mein Wort Bergen gegenüber erfüllen. Einige Tage werde ich ihn noch hinzuziehen suchen. Es wäre mir lieb, wenn Du umgehend hierher kommen könntest, wir wollen dann noch einmal Alles berathen und unsern Kindern auf den Zahn fühlen. Ist es dann nichts — nun dann heißt es sich in Geduld fügen, denn zwingen möchte ich mein Mädchen nicht, eben so wenig wie Du dies bei Hugo thun würdest, abgesehen davon, daß ich glaube, sie würden sich auch alle Beide nicht zwingen lassen.

„Komme deshalb umgehend, oder schreibe mir zum wenigsten sofort — bis dahin lasse ich noch Alles unentschieden.

„Grüße Deine Frau von mir und laß nicht warten

Deinen Bruder
Ulrich von Dornberg.“

Sein Herz hatte sich durch diesen Brief noch nicht erleichtert, denn ärgerlich schloß er ihn

und sandte ihn früh am andern Morgen durch einen Boten an seinen Bruder.

Hugo's Vater kam am Nachmittage des folgenden Tages in eigener Person an, und der Major wurde nun endlich etwas beruhigter und faste einige neue Hoffnung, denn wenn er es auch nie eingestand, traute er seinem Bruder doch einen schärferen Geistesblick zu und folgte nach einigen Einreden stets dessen Rathe.

Dies Mal hielt Hugo's Vater indeß seinen eigenen Vorschlag, Beiden vorsichtig auf den Zahn zu fühlen, als den besten fest.

„Nur vorsichtig, Ulrich,“ fügte er hinzu. Du weißt, wie mein Junge ist. Er will sich nicht mehr leiten lassen. Ahnt er, was wir mit ihm vorhaben, dann ist er im Stande und läßt sich nichts merken, und wenn er Deine Tochter noch so lieb hat, und darin gleicht ihm, glaube ich, auch Armgard. Es ist das Beste, ich erzähle ihm nur, daß Bergen um Armgard's Hand angehalten habe, und dasselbe theilst Du Deinem Mädchen mit, — weiter nichts. Dann wird es sich am ehesten zeigen, ob sie etwas von einander halten. Aber nicht mehr, Ulrich! verstanden?“

„Kein Wort mehr!“ versicherte der Major. „Auf Ehre, Du hast Recht! dann muß sich Alles zeigen. — Ich sage nicht mehr, ich verrathe mich nicht, Du kennst mich, Friß, ich sage lieber nichts, ehe ich ein Wort zu viel sage. Und zwar heute Abend wollen wir das thun — heute Abend, bevor Bergen mich an mein Versprechen erinnert.“

Hugo's Vater war hiermit einverstanden.

Er beobachtete Hugo und Armgard am Nachmittage und Abends bei Tisch, und so ganz unbefangen ersahen ihm das Scherzen derselben nicht. Vielleicht waren sie einander doch nicht so gleichgültig, wie sein Bruder glaubte. Die Prüfung am Abende hielt er indeß fest. Hatten sich die beiden jungen Leute gern, so konnte sie nur dazu dienen, die gegenseitige Erklärung und Verständigung zu beschleunigen.

Er begab sich deshalb mit seinem Sohn nach dem Abendessen auf sein Zimmer und ließ sich von ihm erzählen, wie er die Zeit bei dem Major hingebracht hatte. Hugo erzählte Alles unbefangen und verschwieg auch seine lustigen Streiche mit Armgard nicht. „Sie ist bei Allem, wenn es toll und lustig zugeht!“ fügte er hinzu.

„Sie ist noch jung, — noch junges Blut,“ bemerkte sein Vater. „Mit der Zeit wird sie schon rubiger werden, namentlich, wenn sie sich erst verheirathet hat.“

Hugo schwieg.

„Und das kann bald kommen“, fuhr der Alte fort. „Ich weiß, daß Bergen um ihre Hand angehalten hat.“

Hugo stuzte, das Blut schoß ihm in die Wangen, und gleich darauf erbleichten sie wieder.

„Bei wem angehalten?“ fragte er, sich mit Gewalt Ruhe bewahrend.

„Nun, natürlich bei Armgard's Vater.“

„Und wer hat das gesagt? — Ich glaube es — kaum.“

„Ich weiß es genau, denn mein Bruder selbst hat es mir gesagt.“

„Und Armgard?“ fragte Hugo, sein Athem stockte.

„Sie weiß noch nichts davon.“

„Was — was hat der Dunkel beschlossen?“

„Nun, Bergen soll ein sehr achtungswerther Mann sein, sein, gebildet, liebenswürdig, noch jung, dazu reich. Da kann wohl kein Zweifel sein, was mein Bruder beschließt. Bergen ist ein Schwiegersohn, wie ihn sich Niemand besser wünschen kann. . .!“

„Ein Narr ist er!“ unterbrach ihn Hugo losbrechend. „Ein Narr, nichts weiter!“

Ohne ein Wort noch hinzuzufügen, verließ er aufgeregt das Zimmer.

(Fortsetzung folgt).

Vermischtes.

Berlin. Ein bei einer hiesigen Behörde beschäftigter Subalternbeamter, ein sogenanntes Kneipgenie im guten Sinne des Wortes, quittirte vor mehreren Jahren den Dienst und ging, Europa's müde, nach den freien Staaten Amerika's. Hier trat er in die Reihen der Unionsarmee ein, nahm an allen Gefechten und Schlachten Theil, avancirte sehr bald zum Offizier und erwarb sich durch Eparfamkeit die Jahre hindurch einen kleinen Kassenbestand, der ihm nach dem Friedensschluß die Rückkehr in die Heimath gestattete. In der Zwischenzeit hatte sich auch hier Vieles geändert, und schon wollte er abermals der Vaterstadt den Rücken kehren, als er die Bekanntschaft einer jungen, hübschen Frau machte, deren Mann sie verlassen hatte und nach Amerika gegangen war. Verlobung und Hochzeit folgten sehr schnell aufeinander, und man wurde darüber einig, unter Zuziehung des sachkundigen Schwiegervaters, in einer frequenten Gegend ein feines Restaurationsgeschäft zu etabliren. Der junge Ghemann war aber leider in demselben

sein beßer Kunde, sehr bald stiegen in Folge dessen Gewitterwolken an dem Ehestandshimmel auf und das Ende hiervon war, daß der rastlose, nach Abenteuern dürstende Lebemann in Güte sich mit seinem Weibchen einigte, welches, unter Assistenz des Vaters, das qu. Geschäft fortsetzt, während ihr Gatte, also der zweite, nach den Gefilden des freien Amerikas zurückgekehrt ist.

Berlin. In einem im Voigtlande belegenden kasernenmäßig erbauten und eingerichteten Hause wohnt in 4. Stock in einer aus Stube, Kammer und Küche bestehenden Räumlichkeit eine Anzahl Menschen in einer Gemeinschaft, die fast an Chinesische Zustände in Betreff der Uebervölkerung erinnert. Der Miether der Wohnung, welcher sich mit der Küche begnügt, hat die anderen Räume an einen Handwerker verartermiethet, der aber auch die Miethz nicht allein befreiten kann und sich deshalb einen Schlafurschen genommen hat. Letzterer besitzt, dem alten Spruch gemäß, daß es nicht gut, wenn der Mensch allein sei, eine Geliebte, die bei ihm wohnt, diese aber wieder will nicht ohne Beschäftigung und Verdienst sein und hat sich deshalb zwei Haltetinder zugelegt, deren es in der dortigen Gegend immer eine Menge giebt. Dies sind die Menschen, welche sich in der angegebenen Wohnung befinden, damit ist aber die Zahl der dort existirenden lebenden Wesen noch keineswegs zu Ende, der Miether hat nämlich, wahrscheinlich zum Spielen für die Haltetinder, einen Hund in Pension genommen, der vor einigen Tagen geworfen hat. — Man kann sich nun wohl einen rechten Begriff von dem Zustande dieser Wohnung machen!

— Der in Mainz erscheinende „Israelit“ enthält folgende Mittheilung aus Mönchshausen im Elsaß, die seit einigen Tagen das allgemeine Stadtgespräch bildet: Vor etwa einem Vierteljahrhundert vermählte man hier plötzlich einen Schneiderlehrling. Es wurden Nachforschungen angestellt, und man fand denselben todt in der Wohnung eines Juden, eingehüllt in Bettdecken, die die Anfangsbuchstaben des Namens des Juden als Zeichen hatten. Der Jude bewohnte daselbe Haus, das der Schneider, bei dem der Ermordete in der Lehre war, inne hatte. Der Jude wurde eingezogen, der Schneider nebst noch einigen anderen Zeugen sagten gegen denselben aus, und obgleich der Angeklagte standhaft seine Unschuld behauptete, sprach die Jury doch das Schuldig, und so wurde derselbe zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Das Urtheil wäre vielleicht nicht so streng ausgefallen, wenn nicht bereits eine frühere Verurtheilung gegen den Angeschuldigten stattgefunden hätte. Etwa zehn Jahre früher war der Angeklagte auf einer jüdischen Hochzeit mit einem andern Juden in Streit gerathen, der derart in Thätlichkeiten ausartete, daß sich derselbe vor seinem Gegner in eine Küche stüchtete. Der andere folgte ihm nach; in seiner Angst nimmt der Verfolgte einen eisernen Löff und trifft seinen Gegner damit so unglücklich, daß er auf der Stelle todt bleibt. Der Thäter stüchtete sich in's Ausland und ward in contumaciam verurtheilt. Als nun Louis Philipp nach seiner Thronbesteigung das Elsaß besuchte, kam er auch nach dem Geburtsorte des unglücklichen Thäters. Er fragte den Maire des Ortes, ob kein der Gnade Bedürftiger im Orte sei. Da erzählte ihm der Maire den

Vorfall mit dem jungen Manne, wie derselbe bei der ganzen Affaire unschuldig, und da er sonst sehr ordentlich, der Gnade würdig sei. Der König sagte dieselbe gerne zu, doch müsse der Gerechtigkeit vor allen Dingen ihr Lauf gelassen werden; der junge Mann möge sich dem Gerichte stellen, und nachdem sein Urtheil alldann gesprochen, solle er um Gnade einkommen. Daraufhin stellte sich der junge Mann wirklich ein, ward zwar zu einer Strafe verurtheilt, aber auch bald begnadigt. Er lebte nun hier, verheiratete sich, und man konnte nichts Nachtheiliges über ihn sagen. Da kam der unglückliche Vorfall mit dem Schneiderlehrling, und die Jury verurtheilte ihn, wie wir bereits mitgetheilt haben. Man wollte nun haben, daß er sich von seiner Frau scheiden ließe; doch verweigerte er dies standhaft. „Ich bin unschuldig,“ sagte er, „der liebe Gott wird mir schon dazu verhelfen, daß ich wieder zu den Meinigen kommen werde.“ Auf der Galere zeichnete er sich so durch Ordnung und Pünktlichkeit aus, daß ihm bald ein großer Theil der Strafe erlassen wurde. Da traf es sich eines Tages, daß ein Oberst mit seinem Kinde am Strande des Meeres spazieren fuhr, die Pferde werden wild, der Wagen wird umgeworfen und das Kind fällt in's Meer. Das bemerkt der jüdische Sträfling, und obgleich des Schwimmens nicht kundig, befinnt er sich nicht einen Augenblick, sührt in's Meer und hat das Glück, das Kind zu retten. Diese kühne That verschaffte ihm die Freiheit, nachdem er nun etwa zwanzig Jahre seine Strafe bereits gebüßt. Er durfte nach seiner Heimath zurückkehren, doch blieb er unter polizeilicher Aufsicht, mußte sich jeden Morgen an der Polizei melden und durfte sich aus seinem Wohnorte ohne Erlaubniß nicht entfernen. Das mag nun vier bis fünf Jahre her sein. Nun erkrankte vor einigen Tagen der Schneider und ward in's hiesige Hospital gebracht. Als er seinem Ende sich nahe fühlte, da erklärte er dem Geistlichen, er könne nicht eher sterben, bis er sein Gewissen erleichtert. Aus Rache gegen den Juden habe er f. B. ausgesagt, derselbe sei durchaus der Mörder nicht, er kenne vielmehr den wahren Mörder, habe aber einen Eid darauf geschworen, denselben nicht zu nennen. Der Procureur nahm die Sache sofort in die Hand, konnte aber bis jetzt nichts weiter herausbringen; der Kranke kann, wie man zu sagen pflegt, weder leben noch sterben. Dieser Vorfall erregt nun die allgemeinste Theilnahme; es interessiert sich die christliche Bevölkerung fast noch mehr als die jüdische für den unglücklichen Mann. Man ist allgemein von seiner Unschuld überzeugt, und wenn er nun auch wohl bald nicht mehr unter polizeilicher Aufsicht sein wird, so dürften seiner völligen Rehabilitation große Schwierigkeiten im Wege stehen, da nach den französischen Gesetzen das Urtheil einer Jury nicht umgestoßen werden kann, so lange noch ein Mitglied der betreffenden Jury lebt.

— In einem guten, und meistens von Militär sehr besuchten Kaffeehause auf der Mariahilferstraße in Wien trug sich eine komische Scene zu. Ein nett gekleideter junger Mann engagirte den Cadeßfeldwebel eines ungarischen Regiments zu einer Partie Billard. Der junge Mann spielte aber so unvergleichlich schlecht, daß

der Cadeß ihn scherzweise einen „Packer“ hieß. Der Civilist wurde feuerroth im Gesicht, sprang auf den Feldwebel zu und schrie: „Wie können Sie sich unterstellen, mich einen Packer zu heißen,“ und mit wüthender Geberde und blinkenden Augen riß er die Handschuhe aus seiner Tasche und — zog sie an, nahm seinen Hut, und lief davon. Sprachlos vor Erstaunen schauten sich die Zuschauer eine Weile stillschweigend an, weil man allgemein glaubte, daß auf das energische Herausziehen der Handschuhe nichts Geringeres als eine sündliche „Forberung“ folgen müsse. Als aber Zahmarqueur Joseph mit saurer Miene erzählte, daß der aufbrausende junge Mann nicht nur das Billardgeld, sondern auch einen „kleinen Schwarzen,“ diverse Klypseln und eine Cigarre schuldig geblieben sei, und ein anderer Herr im Kaffeehause zu seinem Schrecken gewahr wurde, daß der empfindliche junge Mann seinen fast neuen Hut mitgenommen und dafür einen sehr schlechten zurückgelassen habe, fing Alles an von Herzen zu lachen, weil man plötzlich die heitere Entdeckung machte, daß der fremde junge Mann nur eine fein ausgedachte Comödie gespielt hatte. Es läßt sich leicht denken, daß die zwei Beschädigten für den Spott auch nicht zu sorgen hatten.

Berlin. Der Privatsecretair Sommer, ein bisher unbescholtener Mann, hat sich durch einen ganz netten Schwindel Geld zu verschaffen gewußt. Er zahlte kleine Beträge, gewöhnlich von zwei Thalern, mittelst Postanweisung bei der Post für Bekannte ein und begab sich demnächst zu letzteren, ihnen mittheilend, daß an sie eine Postanweisung kommen werde, deren Inhalt sein Eigenthum sei, die er an sie nur habe adressiren lassen, weil er nicht gewollt, daß man bei ihm zu Hause davon Kenntniß erlange, daß er Geld erhalten habe, und die man daher an ihn ausshändigen möchte. Die Bekannten, welche auf kein Geld von außerhalb zu rechnen hatten, glaubten dem Sommer, gaben ihm die Postanweisungen und hatte er nun nichts Giltigeres zu thun, als die Zwei in Zwanzig zu fälschen und die so veränderte Postanweisung einem Dienstmann zur Einziehung zu übergeben. Da jedes Postbureau eine solche Anweisung honoriren muß, so suchte er sich gerade solche Bureau aus, welche besonders stark beschäftigt sind, wählte auch die Stunden des größten Andranges und es ist ihm durch diese Vorsichtsmaßregeln auch gelungen, in zwei Fällen die vielbeschäftigten Postbeamten zu täuschen und das Geld zu erlangen, obwohl die Fälschungen sehr grob ausgeführt waren. Beim dritten Versuch aber sah sich der betreffende Postbeamte die Anweisung genauer an, erkannte die Fälschung und hielt den präsentirenden Dienstmann fest, durch den alsbald der Fälscher Sommer nachgewiesen wurde.

— Ein Advokat, der mit dem berühmten Humoristen Swist in Gesellschaft war, hatte den unglücklichen Einsall, ihn necken zu wollen und legte ihm die Frage vor: „Wenn die Gesittlichkeit und der Teufel in einen Prozeß verwickelt wären, wer würde gewinnen?“ — „Es versteht sich von selbst, der Teufel“, antwortete Swist, „denn er hat ja alle Advokaten auf seiner Seite.“